

**Markus Gadiant****2, RUE ALEXANDER FREUND**

An einer Landstrasse steigen wir vor dem Atelier von Markus Gadiant aus dem Auto. Es liegt an einem unscheinbaren Ort im Niemandsland auf halber Strecke zwischen Basel und der Banlieue von Saint Louis, wo der Rückgang von Landwirtschaft und Grundstücksspekulationen zum Bild einer tristen, abgelegenen Provinz beiträgt, wie es für das französische Hinterland so typisch ist, hin und her gerissen zwischen einem längst vergangenen Landschaftsidyll und der Erwartung unvermeidlicher Neuentwicklungen. Drei Minuten vorher haben wir die Schweizerisch-Französische Grenze ohne jegliche Kontrolle passiert. Es ist ein strahlender, frischer Februarmorgen, die Sonne scheint und der Ort ist ruhig, fast zu ruhig, abgesehen von einigen vorbeifahrenden Autos auf der nahen Autobahn. Ungeachtet der Klarheit der Szenerie liegt zu unserer Linken das Baggerloch in Hésingue, eine dunkle, hügelige Giftmülldeponie, von Unkraut und Büschen überwachsen, die an die "Zone" aus Tarkovskis Stalker erinnert, ein verseuchter Ort von seltsamer Attraktion und spiritueller Transformation. Vielleicht. Vor Jahren bezahlte ein pharmazeutischer Betrieb aus Basel die Franzosen und entsorgte irgendein eingeäschertes Material inmitten der Felder. Die Gegend ist seitdem nicht rekultiviert worden und bleibt – theoretisch – noch immer geschlossen, die genaue Zusammensetzung der giftigen Substanzen ist erst noch zu untersuchen. Ich frage Markus, warum die Schweizer die Autos an ihrer Grenze nicht kontrollieren, nur drei Tage nachdem Bilder von Degas, van Gogh, Cézanne und Monet mit vorgehaltener Waffe aus einer privaten Sammlung in Zürich gestohlen wurden – ganz abgesehen von den zwei Picassos einige Tage zuvor. "Es wäre logistisch zu kompliziert, die Grenzwache in so kurzer Zeit zu organisieren. Ausserdem gibt es immer noch die grüne Grenze," sagt Markus als wir die Anlage betreten, die aus drei kleinen industriell aussehenden Gebäuden zu bestehen scheint. Ein rostiger Kran überragt den Studio-Container, der eine mobile, modulare Meccano-artige Konstruktion aus Stahlträgern ist, halb verkleidet mit Spanplatten und bedeckt von einem flachen Dach. In der Ferne hebt zeitlupenhaft ein easyjet Flugzeug vom Flughafen Basel-Mulhouse-Freiburg ab. Der private Novartis Flugplatz liegt gleich daneben, wie ich erfahre. Weiter rechts an den Bahnschienen, unter einem kleinen Wasserturm mit der Aufschrift SAINT-LOUIS, liegt eine Reihe Schrebergärten mit ihren provisorischen Architekturen. Markus sagt, sie gehörten "Algeriern" und als ich noch über diese unerwartete Information nachdenke, erklärt er mir, dass die Grösse des Ateliers von der Grösse des Containers bestimmt ist – wenn es zerlegt ist, passt es in eine Box und kann woanders hinreisen. Wird es je auf Reisen gehen? Die Eigenschaft der Unbeständigkeit in der Konstruktion des Gebäudes scheint mit der Vergänglichkeit der Umgebung gut zu korrespondieren. Alles ist hier im Fluss, erkenne ich langsam, als wir unsere gelassene Konversation fortsetzen. "In den Wohnwagen dort drüben leben Zigeuner." Markus zeigt auf ein kleines Camp zur Linken, in einer Lücke zwischen der Strasse und einem Feld. "Früher lebten sie gleich neben mir... und auch in den Hügeln" fügt er hinzu, als wir das Atelier betreten. Die Türklinke befindet sich auf Kniehöhe und die grossen Fenster im oberen Teil einer Wand wurden aus einem abgerissenen Gebäude gerettet. Ihre Grösse definiert die gesamten Proportionen des Gebäudes. In dessen Innerem ist eine Serie neuer Bilder zur Ansicht arrangiert worden.

Serendipity heisst sie, oder wie Markus verdeutlicht, "die Fähigkeit zu finden, was man nicht gesucht hat" – mit anderen Worten: wir bekommen immer mehr als wir verdienen oder uns leisten können. Es fällt mir auf, dass das sehr wahr ist, als wir die grosse, frisch gefirnisste Malerei auf Leinwand betrachten, die in der Mitte des Raumes liegt. Sie gehört zu einer Serie, die 2006 in Berlin begonnen wurde, wo Gadiant zum Malen in den englischen Park auf der Pfaueninsel in der Havel ging. Er wurde in der Mitte des 19. Jahrhunderts von dem Franzosen J.P. Lenné entworfen und entspricht vielleicht erst jetzt, 150 Jahre später, der Vision seines Architekten: Natur als Schattentheater gesehen und blendendes Sonnenlicht, dass sich durch das Laub ergiesst. Die schwarze Farbfläche, schimmernd wie Satin und leicht nass, verschlingt fast die Landschaft mit einem mächtigen Baum und einigen Lichtspuren auf dem grünen Boden. Das Bild erforderte, wie fast alle aus Gadiants jüngster Produktion, zwei Phasen, die in der endgültigen Form noch immer zu erkennen sind: der zeitraubende Prozess, eine realistische Abbildung der Natur zu malen, der ein abruptes Ende findet, wenn das Bild in einer unmittelbaren Geste übermalt wird. Die

Abstraktion tritt ein.

"Gegenständlichkeit ist nur ein Moment, dann geht's weiter," sagt der Künstler, dessen Arbeit die Phänomene der Natur in einem Zustand des Entstehens oder Vergehens festzuhalten scheint und nicht in einem der blossen Existenz. Die Ausstellung ist erst in ein paar Wochen, doch die Vernissage war gestern, wie Markus mit trockenem Humor bemerkt und sich dabei auf den Ursprung des Wortes bezieht, der den Akt des Auftragens von Firniss auf ein fertiges Gemälde bezeichnet. Andere Arbeiten sind in loser Anordnung an den Wänden des Studios gehängt, eine einmalige Chance, Bilder im Tageslicht zu sehen. Kleine wie Mittlere entwickeln einige frühere formale Interessen und Motive aus der Serie Wildenstein weiter, die alte Eichen darstellt und in einem heute öffentlich zugänglichen Naturschutzgebiet bei Basel gemalt wurde, welches früher ein Privatgrundstück war. Gadiant besuchte den Ort als Kind oft zusammen mit seinem Vater und begann in den 90er Jahren, dort zu malen. Er sass in der Landschaft wie der Inbegriff eines Freiluftmalers, erinnert er sich – nicht ohne Selbstironie doch auch mit offensichtlichem Stolz. Wild wanderte sorglos umher und kam ihm in einem Klischee einer mythischen Vereinigung zwischen Mensch und Natur oft ganz nah. Er konnte seine Leinwand über Nacht liegen lassen, es waren fast keine Menschen dort ("Und hast du die Courbet Ausstellung in Paris gesehen?" wird Markus später fragen). Ich bin neugierig, ob es in den letzten 15 Jahren wahrnehmbare Veränderungen in den Bäumen gegeben hat. Sie müssen über 500 Jahre alt sein und wurden gepflanzt, um an den lokalen Kriegsherrn Henman Sevogel und die am 26. August 1444 im Kampf von St. Jakob an der Birs getöteten Männer zu erinnern. Wildenstein ist ein Monument der Natur, aber auch ein wichtiger Ort der Schweizer Identität, denn die blutige Schlacht zwischen Eidgenössischen Verbänden und Armagnaken-Söldnern wurde während des 19. Jahrhunderts zu einem Teil der Mythen um die Nationsgründung. Das Gras zwischen den Bäumen ist mittlerweile gemäht worden und keine verrottenden Blätter, zerbrochenen Äste oder Rindenstücke werden, verstreut um die Bäume, dem Zerfall überlassen, sagt Markus mit einem Anflug von Traurigkeit. Früher beherbergte jede Eiche eine Vielzahl von Insekten, Vögeln und kleinen Tieren, die auf oder unter ihr lebten. Jetzt ist alles aufgeräumt. Dinge verändern sich.

Adam Szymczyk